

COLIN HADLER

SIX WAYS TO WATCH YOU FALL



**Dein SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

PLANET!

1

Du hast die Wahl.

Entweder, du brichst dir einen deiner Finger, oder du tätowierst dir das Wort Mörder auf die Stirn. Alles, was du dafür brauchst, liegt unter der großen Eiche. Entscheidest du dich nicht, stirbt Henry Reed.

Du hast vierundzwanzig Stunden.

Ich stocke.

Bitte was?

Ich lese den Zettel ein zweites Mal.

Yep, das steht dort wirklich.

Je länger ich auf die Buchstaben starre, desto mehr verschwimmen sie. Ich schiebe meine Brille zurecht. *Was für ein Schwachsinn! Irgendjemand will mich verarschen.*

„Ich meine ja bloß“, sagt Hazel im Stimmengewirr des Schulflurs, „wenn Alkohol wirklich Gehirnzellen tötet, kann er sich keinen einzigen Schluck mehr leisten. Der Typ sollte nicht einmal an einer Flasche riechen! Und ganz ehrlich, warum sollte –“ Sie bricht mitten im Satz ab. Hazel legt den Kopf schief und mustert mich. „Archer, ist alles okay?“

„Ja, ich ... ähm ... alles okay.“ Meine Stimme klingt dünn. Ich sehe mir den gelben Umschlag noch einmal genauer an, in dem sich der Zettel befunden hat. Jemand muss ihn mir in den Spind geschoben haben. Auf der Rückseite stehen zwei Zahlen:

1/6

Was soll das bedeuten?

Ich spüre ein unangenehmes Ziehen an meinen Schläfen, bis hoch zu meiner Stirn.

„Hat dir deine Mom einen Brief geschickt?“, fragt Hazel und deutet darauf.

„Irgendwie süß.“

Klar, denke ich. Sie will, dass ich mich tätowiere oder mir einen Finger breche.

Sonst bringt sie einen Schüler um. Typisch Mama.

„Nein, das ist ... nur ein Urlaubsgruß von meinem Onkel.“ Ich mache eine abwehrende Handbewegung und zerknülle den Brief. Dann werfe ich ihn in hohem Bogen in einen Mülleimer. *Treffer!*

„Du musst deinen Onkel ja wahnsinnig lieb haben“, murmelt Hazel.

Sie muss nicht unbedingt wissen, dass mir jemand so verrücktes Zeug schreibt. Es ist ein Streich. Eine leere Drohung. Nichts, worüber ich mir Gedanken machen muss – und Hazel schon gar nicht. Und der Name? *Henry Reed*. Ich kenne den Typen kaum.

Und doch bleibt ein flaues Gefühl in meiner Magengegend zurück.

„Sorry, jetzt höre ich dir wieder zu.“

„Das würde mich wundern“, sagt sie und verzieht den Mund zu einer schmalen Linie. „Ich höre mir heute nicht einmal selbst zu.“ Hazel zögert. „Es ist seltsam, nach dem Sommer wieder hier zu sein.“

Nach dem Sommer. Oder was sie wirklich meint: Nach allem, was in Mexiko passiert ist.

Hier. In der Vale International Boarding School. Kurz: Vale International. Das Internat ist das Aushängeschild von Blackridge, einer der kleineren Städte in Washington. Die nächstgrößere Ortschaft ist Wane – auch nicht gerade eine Metropole.

Die Vale International rühmt sich damit, Menschen aus über zwanzig Nationen zu versammeln. Und während sich der Lehrplan auf Kurse wie *Diplomatie* oder *Ethik* konzentriert, gibt es offenbar am helllichten Tag Morddrohungen. *Wie tief will diese Schule eigentlich noch sinken?*

„Du hast recht“, erwidere ich. „Aber lass uns nicht darüber nachdenken.“ Ich zwingen mich zu einem Lächeln. „Komm, gehen wir. Nerverra kann es nicht leiden, wenn wir zu spät sind.“

Hazel nickt, und Seite an Seite schreiten wir durch die hohen, gewölbten Flure. Bei jedem unserer Schritte hallt das Echo über die Steinplatten. Die Gänge sind so lang und verzweigt, dass man die Menschen am anderen Ende nur schemenhaft erkennt, wobei man sich ständig beobachtet fühlt. Über uns baumeln gläserne Lampen wie Kristallwolken von der Decke.

Trotz der modernen Smartboards und der stilvollen Möbel in den Klassenzimmern frage ich mich oft, wie hier früher wohl die Patienten der Psychiatrie behandelt wurden. Manche der Treppen führen ins Leere und enden an vermauerten Zugängen – sie wurden bei der Restaurierung nicht angerührt, um den alten Charme zu erhalten. Sonst wurde fast alles erneuert.

Doch die Vergangenheit verschwindet nicht, nur weil man sie mit frischer Farbe übermalt. Wenn die innere Verrottung unsichtbar wird, tut man allerdings schnell so, als gäbe es sie nicht – vielleicht fängt man sogar an, es zu glauben. Und das gilt nicht nur für das Gebäude, sondern auch für das, was vor den Sommerferien passiert ist. Diese albtraumhafte Nacht verfault in mir. Aber äußerlich bin auch ich frisch übermalt.

Als Dresscode haben wir zwar keine Schuluniform, aber Business Casual. Viele kommen im Anzug, andere tragen Hemd, Poloshirt und Jeans.

Auf dem Weg zu den Sportkabinen habe ich das Gefühl, dass uns misstrauische Blicke folgen und sich der ein oder andere nach uns umdreht. Ich klammere mich an meine Umhängetasche. Ignoriere die Blicke. Gehe einfach weiter.

Das neue Semester hat vor knapp einer Woche begonnen – und vor Mexiko war noch alles okay. Zumindest rede ich mir das ein. Das liegt vor allem daran, dass ich für die Social-Media-Kanäle der Schule zuständig bin. Ich fand es geradezu amüsant, wie verzweifelt sich manche mit mir gutstellen wollten, nur damit ich kein hässliches Foto von ihnen poste.

Ich kenne hier fast jeden. Zwar nicht beim Namen, aber an den Beiträgen, in denen sie schon vorgekommen sind. Und mein Gedächtnis frische ich regelmäßig auf.

Als ein zierliches Mädchen mit Ringellocken an uns vorbeigeht, erinnere ich mich sofort. Die glänzenden Stars von Vale – das waren die besten Outfits! Sie hat letztes Jahr auf dem Schulball ein auffallend schickes Kleid getragen.

An der Ecke lehnt ein Typ mit Kopfhörern im Ohr. Likes, Lächeln, Leistungsdruck. Es war ein Interview über ihn als Influencer.

Gut. Ich hab's wohl noch drauf.

An dieser Schule ist man nicht nur dann jemand, wenn man Muskeln hat. Hier zählen Kontakte.

Unwillkürlich muss ich an den merkwürdigen Brief denken.

Ist das der Preis, den ich dafür zahlen muss? Wo Kamerablitz sind, zieht das Licht auch Insekten an. Es muss sich in den Ferien herumgesprochen haben, was auf der Sprachreise passiert ist. Und obwohl niemand von ihnen wirklich dabei war, spinnen sich alle ihre Theorien.

Mörder.

Ich atme tief durch – und stoße dabei versehentlich mit einem schmusenden Paar zusammen, das halb in einer der Fensternischen hängt.

„Pass doch auf!“, raunt mir der Typ zu. Auch ihn kenne ich. Ein Wiederholungstäter. Romantik in der Rushhour – Schulflure unter Beobachtung!

Hazel zieht beim Weitergehen die Augenbrauen hoch. „Nur weil es bei denen heiß zugeht, bedeutet das nicht, dass du mitmachen darfst.“

Ich grinse. „Das nennt man investigativen Journalismus!“

„Klar.“

Auch wenn Hazel mit mir befreundet ist, bleibt sie von den Beiträgen nicht verschont. Ganz im Gegenteil.

Hazel Whitmore veranstaltet eigenes Sommerfest im Innenhof!

Direktor ermahnt: Nach 22 Uhr darf im Schlaftrakt nicht mehr gesungen werden!

Direktor ermahnt erneut: Auch sonst nirgendwo!

Obwohl sie ihr schulterlanges braunes Haar meist zu einem Dutt hochgesteckt trägt, lösen sich oft ein paar Strähnen und fallen ihr ins Gesicht, als hätten selbst die ihren eigenen Willen. Hazel ist in Seattle geboren, hat aber brasilianische Wurzeln.

Sie sagt, was sie denkt, und schweigt nichts tot, wie so viele in Blackridge. Und wenn Hazel unter der Dusche singt, hört man es durch die verwinkelten Flure. Ihr Musikgeschmack ist speziell. Irgendwelche trashigen Remixe von 90er-Jahre-Songs.

Sie ist eine der wenigen, die ich kenne, die kein Social Media hat. Als müsste sie niemandem beweisen, dass sie existiert. Das schafft sie auch so, ohne Anstrengung. Vor allem für mich.

„Vielleicht sollten wir die beiden fragen, ob sie sich für ein Foto extra ins Zeug legen“, murmele ich, um mich weiter abzulenken. „Kommt dann in die Story.“

„Okay.“ Hazel bleibt abrupt stehen und macht Anstalten, zurückzulaufen – da packe ich sie panisch am Arm.

„Das war ein Scherz! Sarkasmus! Dumm! Bitte nicht!“ Gelegentlich vergesse ich, dass Hazel jede Gelegenheit ergreift, mich zu necken. Deswegen bringt man sie am besten nicht auf wilde Ideen.

Wir haben uns im ersten Jahr an der Vale International kennengelernt, und durch die gemeinsame Liebe zum Beobachten (Hazel würde sagen: Gossip) angefreundet.

„Ist ja gut“, erwidert sie mit einem schelmischen Grinsen.

In der Umkleide angekommen, setze ich mir meine Kontaktlinsen ein und wechsle in eine knappe Trainingshose, und ein wenig später spazieren wir zum größeren der beiden Sportfelder: eine ovale 400-Meter-Laufbahn, bei der es in der Mitte einen Sportrasen für Rugby und Fußball gibt. Das Feld befindet sich auf einem Hügel nahe des Waldes, von dem aus man das gesamte Gelände überblicken kann.

Am Rand steht Coach Nerverra mit einer umgehängten Trillerpfeife. Er ist noch relativ jung, vielleicht Ende zwanzig, und unterrichtet sowohl Spanisch als auch Sport.

„Alle mal herhören!“ Das schrille Geräusch der Pfeife ertönt. „Heute trainieren wir ausnahmsweise mal mit den Mädchen gemischt. Vorher möchte ich aber, dass ihr euch ein paar Runden einlauft!“

Noch während ich mich dehne, fällt mein Blick zur Eiche, die vor dem Waldrand wie ein Denkmal in die Höhe ragt. Ihr Stamm ist so dick, dass man wahrscheinlich zu dritt sein müsste, um ihn ganz zu umfassen – und die Rinde ist rissig und voller Narben. Sonst ist sie ein beliebter Treffpunkt, heute jagt sie mir einen eiskalten Schauer über den Rücken.

Alles, was du dafür brauchst, liegt unter der großen Eiche.

Es ärgert mich, dass ich den Brief nicht schon längst vergessen habe. *Warum sollte mir jemand so etwas in den Spind werfen? Und wer?* Die Drohung ist seltsam spezifisch. Ich *darf* nicht daran denken.

„Da sieh mal einer an“, ruft Hazel, als Nick zu uns gelaufen kommt. „Wie war’s beim Direktor? Anschiss bekommen?“

„Nicht mehr als üblich“, antwortet Nick trocken. Kurz darauf joggen wir gemeinsam los. „Habt ihr den Brief eigentlich auch bekommen?“

Mein Puls schnellte schlagartig in die Höhe.

Was? Er auch?

„We-welchen Brief?“, stammle ich.

„Die Broschüre über das zehnjährige Bestehen der Schule“, meint er, und ich atme auf. „Viel Geschwurbel! Sie finden sich selbst am allergeilsten. Aber passt auf, ich habe in den letzten Wochen recherchiert und –“

„Wenn das wieder einer deiner Geschichtsvorträge wird“, nuschle ich, „muss ich dich leider erwürgen.“

„Lass ihn“, sagt Hazel. „Er hat doch sonst keine Freude am Leben. Und er ist Deutscher. Die reden viel.“

„Ich dachte, nur über das Wetter.“

„Das Wetter“, sagt Nick, „ist kein Grund, weshalb das Sanatorium damals geschlossen wurde. Ich habe von den ... Gerüchten gelesen.“

„Du sagst es“, erwidere ich. „Es sind nur Gerüchte.“

„Du kennst sie?“

Ich will gerade antworten, da laufen wir an der Eiche vorbei, und ich halte inne. Auf eine beunruhigende Art fühle ich mich zu ihr hingezogen, werde aber bloß eine Spur schneller – weg von ihr.

„Ich wette, hinter den zugemauerten Eingängen sind ein paar Leichen verscharrt“, fährt Nick fort. „Nach der Sache in Mexiko wollte ich wissen, was hier an der Schule noch so passiert ist. Und holy fuck, das ist echt krass.“

Insgeheim habe ich schon mehrmals mit dem Gedanken gespielt, ob das Internat nur deshalb international ist, weil die meisten, die hierherkommen, die Geschichten über das Gebäude nicht so gut kennen wie die Einheimischen.

Ich lasse meinen Blick über das Schulgelände schweifen. Die Vale International ist abgeschieden von der Stadt und von einer Seite von dichtem Wald begrenzt. Das Hauptgebäude bildet dabei die nördliche Front eines großen, rechteckigen Innenhofs. Links und rechts schließen zwei Trakte an – die Schlafräume für Jungs und Mädchen. Gegenüber, an der südlichen Seite des Hofs, ist die Mensa. Sie ist fast vollständig aus Glas. Wir nennen sie nur das Aquarium.

Das Hauptgebäude selbst ist wuchtig und aus grauem, leicht grünlich schimmerndem Stein gebaut. Schmale, hochgezogene Fenster mit Gittern erinnern an ein Gefängnis. An der Spitze des Dachs ragt ein Glockenturm empor. Er ist längst

nicht mehr in Betrieb, doch wenn der Wind hindurchfährt, klingt es, als würde jemand wimmern. Der Zutritt ist strengstens verboten.

In der Mitte des Innenhofs plätschert ein runder Brunnen, ringsherum stehen Bänke zum Lernen oder Lesen. Außerhalb des Gebäudekomplexes gibt es sonst nur die Parkplätze und rechts, halb verwachsen mit dem Wald, den zweiten Sportplatz. Er ist auf Wunsch von Coach Neverra entstanden: ein kleiner Gerätepark mit Klimmzugstangen, einer Sprossenwand aus Metall und einer schrägen Bank für Sit-ups. Der Platz wird Schlammgrube genannt, dabei hat er weder etwas mit Schlamm noch mit einer Grube zu tun.

Und dort sehe ich ihn.

Henry Reed.

Der Junge, der angeblich sterben wird, sollte ich mich nicht entscheiden.

So ein Bullshit!

Er steht neben den Klimmzugstangen und ist in ein Gespräch vertieft. Ich habe zwar noch nie mit ihm geredet, aber schon öfter über ihn geschrieben.

Schulwechsel – das ist der Neue!

Henry Reed: Die Hoffnung des Rugby-Teams!

Vor einem Jahr wurde er in einem Deepfake-Video zwangsgeoutet, ist von Wane hierhergewechselt und lebt jetzt offen schwul. *Was für einen Grund hat es, dass sein Name auf dem Zettel steht? Hat er etwas mit der Sache zu tun?*

„Du sollst mir zuhören und nicht die Mädchen auf der Schlammgrube anstarren“, beschwert sich Nick.

„Er ist heute ... ein bisschen ...“, Hazel keucht und schnauft vor Anstrengung, „horny!“

Ich reiße mich von Henrys Anblick los – doch das Ziehen in meinen Schläfen wird stärker. Wieder kommen wir an der Eiche vorbei. *Mörder. Alles, was du brauchst, liegt dort.*

„Inzwischen glaube ich“, meint Nick, „dass unser Direktor das Sanatorium nur deshalb geschlossen und zu einem Internat umgebaut hat, weil er nicht mit seinem Gewissen vereinbaren konnte, was sein Vater dort angestellt hat.“ Seine Augen beginnen regelrecht zu leuchten. „Auf Social Media habe ich das Gerücht gelesen, dass es Patienten gegeben haben soll, die nicht richtig registriert waren. Hunderte mit dem Namen *Jones*. Was man mit ihnen gemacht hat, weiß ich noch nicht. Aber ich bin dran.“ Pause. „Happy Jubiläum!“

Meine Kopfschmerzen werden unerträglich. Ich drehe mich beim Laufen um und schaue zu diesem verfluchten Baum.

„Hast du auch von den Gerüchten gehört, Hazel?“, fragt Nick.

„Ich muss ... laufen ... konzentrieren ...“

„Wow! Du wirst noch eine echte Detektivin!“

Ist es übertrieben, wenn ich einfach nachsehe? Ob an dem Brief was dran ist? Ob unter der Eiche wirklich etwas liegt?

Ein kurzer Blick. Mehr nicht.

„Bin gleich wieder da“, sage ich und weiche von der vorgegebenen Laufbahn ab, Richtung Wald. Hazel und Nick schauen mir irritiert nach.

„Wo willst du hin?“, ruft Nick, doch ich antworte nicht mehr, bin zu fokussiert. Vor der Eiche lasse ich mich auf die Knie fallen.

Erst schaue ich zum Wald, in das verworrene Dickicht. *Steht dort jemand, zwischen den Bäumen? Beobachtet mich?* Nein, ich muss mich irren.

Ich senke meinen Blick zu den Wurzeln vor mir, die aus der Erde brechen. An dieser Stelle gibt es besonders viel Moos und Gestrüpp. Wenn ich selbst etwas verstecken müsste, dann hier. Ich schiebe etwas Unkraut beiseite. *Tatsächlich!* Mein Puls beschleunigt sich weiter.

In einer Ausbuchtung, etwa einen halben Meter tief im Boden, sehe ich etwas Gelbes. Die gleiche Farbe wie der Brief. *Ist das eine Tierhöhle?*

Kurz zögere ich, dann strecke ich die Hand hinein und ziehe den Gegenstand ans Tageslicht. Mein Herzschlag breitet sich in meinem gesamten Körper aus, hämmert mir unangenehm in den Ohren. Es ist ein Stoffbeutel.

Ich öffne ihn und schütte den gesamten Inhalt auf den Boden. Als ich die zwei Gegenstände sehe, weite ich meine Augen.

Vor mir liegen ein Hammer und ein silbriges Tätowiergerät.

Du hast die Wahl.

2

Ich spüre, wie sich Wut in mir breitmacht. Mich einnimmt. Als würden sich Finger in meinen Kopf bohren und die Steuerung übernehmen. Jemand spielt mit mir.

Welches Arschloch gibt sich solche Mühe, mir Angst einzujagen?

Hastig packe ich die beiden Gegenstände zurück in den Stoffbeutel und schließe meine Faust darum. Ich stehe auf, wende mich von der Eiche ab und visiere die Schlammgrube an. Der zweite Sportplatz befindet sich am anderen Ende des Geländes, und meine Beine setzen sich wie von selbst in Bewegung.

Diesmal rennen mir Hazel und Nick hinterher. Neverra ruft uns zu, dass wir zurückkommen sollen, doch Nick erwidert nur lautstark: „Holen Sie uns doch ein, wenn Sie können!“ Aus dem Augenwinkel nehme ich wahr, wie der Coach fassungslos den Kopf schüttelt.

Ich laufe den Hügel hinunter und vorbei am Schlaftrakt der Jungs.

Henry ist der Erste, der mich kommen sieht. *Hat er damit gerechnet, dass ich ihn konfrontiere? Hat er genau das gewollt?* Ich fixiere ihn, und unsere Blicke treffen sich.

„Was soll das?“, rufe ich, als ich noch einige Meter entfernt bin. „Soll das etwa witzig sein?“ Ich bleibe knapp vor ihm stehen. Demonstrativ strecke ich den Stoffbeutel in die Höhe.

Henry runzelt die Stirn. Er ist älter, hat kurze Haare und breite Schultern – und eine tiefe, ruhige Stimme, die mich nur noch mehr provoziert: „Alles okay?“

Die Schüler rundherum hören auf zu trainieren und blicken neugierig hoch. Auch Hazel und Nick sind inzwischen bei uns angelangt, greifen aber nicht ein.

„Das musst *du* mir sagen“, zische ich. „Ich hab nämlich keine Ahnung, was du von mir willst. Oder wer auch immer diesen Brief geschrieben hat.“ Mein Schädel brummt. Ich beiße die Backenzähne aufeinander, um den Druck loszuwerden.

„Warum kommst du darin vor?“

„Welchen Brief meinst du?“, fragt er.

„Du weißt ganz genau, welchen ich meine!“

Henry muss irgendwie involviert sein!

„Alter, beruhig dich mal“, murmelt er.

„Mich beruhigen?“ Wieder reiße ich den Beutel hoch, meine Finger darin verkrampft. „Das ist nicht lustig!“ Ich schlucke schwer. „Lass mich doch einfach in Ruhe. Ich hab dir nichts getan!“

Aber Henry sieht ehrlich verwirrt aus.

Und als er mich längere Zeit mit seinen großen, braunen Augen mustert, keimen unerwartet Zweifel in mir auf. *Vielleicht hat er tatsächlich keinen blassen Schimmer.*

Ist das bloß ein beliebiger Name, der auf dem Zettel steht?

Ich stehe dort, atme unregelmäßig, bringe aber kein Wort mehr hervor. Nicht einmal eine Entschuldigung, dass ich ihn so überfallen habe. Weil ich mich so nicht kenne. Weil ich sonst immer beobachte – nachdenke – und nicht blind den Anweisungen von irgendeinem Unbekannten folge. Ich fühle mich schäbig und ausgeliefert.

Im nächsten Moment spüre ich Hazels Hand auf meiner Schulter, die mich sanft von Henry und der Schlammgrube wegdrückt. Sie kommt näher, sodass nur ich sie höre. „Was ist denn in dich gefahren?“, flüstert sie. „Irgendwas ist los, das merke ich doch. Warum redest du nicht mit mir?“

Ich bringe es nicht fertig, ihr ins Gesicht zu sehen. „Mir geht es gut“, erwidere ich, wohl wissend, dass sie mir kein Wort glaubt. „Mir ... geht es gut. Lass uns einfach wieder zurückgehen.“

Seit meiner Kindheit habe ich gelernt, meine Probleme allein zu lösen. Weil ich nicht will, dass sich andere Sorgen machen. Weil ich es immer schaffe. Irgendwie.

Meine Probleme? Ist der Brief etwa ein Problem, das ich lösen muss?

Ich schüttle innerlich den Kopf.

Ohne einen weiteren Kommentar wende ich mich von Hazel ab.

Und die Stunden vergehen.

Nach dem Mittagessen in der Mensa haben wir Chemie. Da Hazel in einem anderen Kurs ist, bin ich mit Nick unterwegs.

Ms Lacey – eine schrullige Lehrerin mit Stricknadel im Haar, klackernden Armbändern und Stöckelschuhen – führt uns in die Bibliothek, in der wir leise einen Abschnitt in unserem Buch lesen sollen. Es bilden sich einige Grüppchen, und auch ich löse mich von Nick, ziehe mich in eine Ecke zurück und schlage die Textstelle auf. Die Zeilen über das Periodensystem verschwimmen wie zuvor der Brief.

Ich habe mich auf dem Sportplatz lächerlich gemacht. Und so sensationsgierig, wie mich manche durch die Schlitzte der Buchregale anstarren, haben schon einige davon gehört. Mörder – jetzt auch noch verrückt?

Die Vale International ist wie ein Ameisenhügel. Ein organisiertes, anonymes, undurchsichtiges System, in dem sich Vorfälle verbreiten wie Funken auf trockenem Laub. Kaum wird ein krankes oder schwaches Tier gewittert, wird es in Hunderte Einzelteile zerlegt.

Da ich mich ohnehin nicht auf den Stoff konzentrieren kann, lasse ich meinen Blick durch die Bibliothek gleiten. Hohe Regale mit Wendeltreppen ragen zwischen ledernen Stühlen und Holztischen auf. Entlang der Regalkanten ziehen sich schlanke LED-Balken, deren warmes Licht in Streifen auf die Buchrücken fällt. In der Mitte des Raumes hängt noch der Kronleuchter aus der Zeit vor der Restaurierung. Massiv und

schwer, wie ein riesiges Ohr, das nach Geflüster lechzt. Allein Denken fühlt sich hier drinnen wie Schreien an. Und ich brülle mir die Seele aus dem Leib.

Dass ich mich an Erlebnisse erinnern kann, als wäre ich immer noch vor Ort – immer noch hautnah dabei –, habe ich eine lange Zeit für etwas Gutes gehalten. Mexiko hat meine Meinung geändert.

Ich nehme wahr, wie sich Nick von der Seite anpirscht.

„Ich sehe dich“, flüstere ich und klappe das Buch zu.

Nick setzt sich neben mich. „Keine Angst, ich will gar nicht wissen, warum du mit einem Beutel durch die Gegend fuchtelst und irgendwelche Seniors belästigst.“ Er zuckt mit den Schultern. „Wobei das natürlich trotzdem weird ist.“ Nick überkreuzt die Füße auf dem Tisch vor uns. „Hazel macht sich einfach Sorgen, du kennst sie ja.“

„Ich will sie nicht belasten“, sage ich.

„Das glaube ich dir“, antwortet er. „Es funktioniert nur nicht.“

„Bist du gerade nur hergekommen, um mich zu mobben?“

„Nee.“ Er schnalzt mit der Zunge. „Also, nicht nur.“ Nick legt mir den Arm um die Schulter und zeigt mit dem anderen zu Ms Lacey, die vorne in ihre Notizen vertieft ist. „Sondern auch wegen ihr! Hast du eine Idee?“

„Du wirst es mir bestimmt gleich sagen.“

„Ich hab ein Buch ausgehöhlt.“

Ich kneife die Augen zusammen. „Du hast *was*?“

Nick holt sein Handy hervor und tippt darauf herum. Als er zu mir sieht, hat er ein verschmitztes Lächeln auf den Lippen. „Ich hab ein Buch ausgehöhlt und eine Musikbox reingelegt.“

„Warum solltest du –“

Ein lautes Stöhngeräusch. Direkt bei Ms Lacey.

Oh, okay.

Großartig.

„Wer war das?“ Unsere Lehrerin springt von ihrem Stuhl auf und blickt empört durch die Bibliothek. Niemand rührt sich, man hört nur einige kichern.

„Ich wiederhole mich nur ungern“, wiederholt sie sich. „Wer war –“

„Kam aus Ihrer Richtung, Madame.“ Nick hat noch immer den verschmitzten Gesichtsausdruck.

„Warst du das, Nicolas?“

„Ich dachte, Sie wollen sich nicht wiederholen?“

Ms Lacey knirscht mit den Zähnen. „Na wartel!“

„Ich hätte Sie auch furzen lassen können, wenn Ihnen das lieber gewesen wäre.“

„Zum Direktor!“ Ihre Hand schnellte zur Tür. „Und zwar sofort!“

Nick steht seufzend auf, murmelt: „Ich wette, der Platz ist noch warm“ und spaziert aus der Bibliothek.

Ich beneide ihn, dass er es schafft, so unbekümmert zu sein. Nach Mexiko einfach weiterzumachen, als wäre nichts passiert. Aber das schaffe ich auch. Das *muss* ich schaffen. Irgendwie.

Die Sekunden und Minuten und Stunden vergehen zäh. Heute verabredet sich unsere Dreiergruppe nicht wie üblich beim Wasserturm. Hazel und ich schweigen uns stattdessen an – und wo es möglich ist, gehen wir uns aus dem Weg. Ms Lacey würde sagen, zwei Moleküle, die sich abstoßen.

Nach dem Abendessen schlendere ich zum Schlaftrakt. Früher waren hier die Patienten untergebracht, heute wir. Die Flure haben niedrige Decken und es riecht immer noch leicht nach Desinfektionsmittel. An den mintgrünen Wänden hängt abstrakte Kunst.

Die Türen und die darin eingelassenen Sichtfenster stammen noch von früher, wobei die meisten von Schülern mit Stickern und Postern überklebt wurden. Sie lassen sich ausschließlich nach außen öffnen – damals sollten sie vom Flur aus verriegelt werden können.

Als ich um die Ecke biege, kommt mir Martha Crowe entgegen. Auch sie ist ein Überbleibsel und sieht genau so aus: alt, krummer Rücken, weißes Haar, halb tot. Sie war schon in der Psychiatrie die Hausmeisterin. Es wird gemunkelt, Martha hätte noch Schlüssel an ihrem Bund, zu denen es gar keine Türen mehr gibt – als wolle sie die Heilanstalt noch nicht ziehen lassen.

Zimmer 87.

Das von Nick und mir.

Endlich!

Der Tag war nervenaufreibend genug.

Nach einer kalten Dusche betrachte ich mich im Spiegel. *Autsch*. Ich sehe aus, als hätte mich jemand falsch bestellt. Ich bin kurz davor, mein Shirt nach einem Rückgabeetikett zu scannen. Meine grünlichen Augen wirken müde und meine wuscheligen, dunkelblonden Haare, als hätte ich mit einem Greifvogel gekämpft. Meine Wangenknochen treten stark hervor, und ich muss dringend meine Brille putzen.

Irgendwie fühlt sich Selbstmitleid auch geil an.

Ich stöhne erschöpft auf, als ich mich aufs Bett lege, obwohl mich niemand hört. Dann schnappe ich mir mein Handy. Sinnloses Doomscrolling, damit ich abschalte. Wenn ich zu viel nachdenke, bekomme ich Kopfschmerzen.

Eine Nachricht von Hazel ploppt auf: Will nicht mit dir streiten

Und eine zweite: Du Penner

Ich antworte: Tut mir leid, dass ich heute so komisch war

Und: Du Lappen

Wir haben beide einen seltsamen Sinn für Humor. Und Wiedergutmachungen.

Im nächsten Moment kommt Nick zur Tür herein, in der Hand ein Buch.

„Willst du das wieder aushöhlen?“, frage ich, als er sich mit Straßenklamotten aufs Bett gegenüber wirft.

„Nee, das interessiert mich. Habe ich vorhin in der Bibliothek entdeckt.“

Ich lese den Titel: *Im Lande der Verworfenen – Tagebuchblätter eines sibirischen Sträflings*

„Ganz ehrlich“, sage ich, „ich versteh dich nicht.“

Nick grinst und schweigt. Kein Wort über seine Abmahnung in der Bibliothek, als wäre es für ihn wie Zähneputzen. Er ist schon ein seltsamer Typ. Nick, eigentlich Nicolas, kommt aus Köln – und vielleicht sind alle Deutschen so, ich habe noch nicht viele getroffen. Er ist Ginger, trägt meist zerknitterte Shirts, schreibt miserable Noten und legt sich bei jeder Gelegenheit mit unseren Lehrern an. Sein größter Feind ist weder Akne noch Liebeskummer, sondern Langeweile.

Es gibt nur einen Kurs, in dem er einer der Besten ist: Geschichte. Und er wird selbst regelmäßig Teil davon. Es gibt kaum jemanden, über den es so viele Social-Media-Posts gibt wie über ihn, wobei er nicht immer namentlich erwähnt wird.

Was man alles in der Schultoilette findet

Gepostet von einem Fake-Profil. Bis heute wissen nur Hazel und ich, dass er für die Sprayschrift und den Dildo verantwortlich ist. Nick hat es uns verraten. Und einmal ist er selbst schlafend in der Toilette gelegen.

Karneval-Tradition jetzt auch in Washington?

Jemand hatte einen dummen Kommentar über Nicks Herkunft gemacht, und als Antwort hat er sich in der folgenden Woche als aufblasbare Currywurst mit Sandalen verkleidet.

„Hast du Lust, eine Runde zu zocken?“, reißt er mich aus meinem Gedankengang.

„Heute nicht“, sage ich, und Nick blickt mich an, als hätte ich den Verstand verloren. Ich habe für unser Zimmer letztes Semester eine Switch gekauft – ab und zu darf ich Artikel für die Lokalzeitung von Blackridge schreiben und konnte so ein wenig Geld zusammensparen.

„Mario Kart?“

„Nick, ich hab keinen Bock.“

„Die Strecke mit dem Regenbogen?“ Er nickt zufrieden, als hätte ich ihm zugestimmt. „Zwei Runden?“

Es ist aussichtslos.

Und warum auch eigentlich nicht?

„Eine Runde“, sage ich. „Und jede Strecke außer die mit diesem verfluchten Regenbogen.“

Es werden zwei Runden. Regenbogenstrecke.

Und doch merke ich, wie mir die Ablenkung guttut. Nick lässt mich an seiner Leichtigkeit teilhaben.

Er hat mir einmal erzählt, dass seine Eltern beide Lehrer sind. So weit weg von zu Hause zu sein, ist bestimmt auch nicht einfach. Vielleicht rebelliert er deshalb so oft. Und vielleicht ist sein größter Feind gar nicht Langeweile, sondern Stille.

Ich wurde in Blackridge geboren, aber Familie ist auch bei mir ein schwieriges Thema. Mein Vater hat meine Mom und mich verlassen, da bin ich gerade zwei geworden – nicht einmal wegen einer anderen Frau, sondern wegen eines Segelboots. Dem Freiheitsdrang, um die Welt zu reisen.

Zumindest ist das die Geschichte, die mir meine Mom erzählt. Insgeheim hoffe ich ja, dass sie lügt. Auch wenn sie dann ruhig etwas kreativer hätte sein können: Tod bei Flugzeugabsturz, Kampf mit Haien, Herzinfarkt bei einem humanitären Einsatz im Krisengebiet. Das wäre irgendwie heldenhafter – und leichter zu ertragen, als wegen eines scheiß Boots versetzt zu werden.

Mittlerweile lebt meine Mutter ein paar Ortschaften weiter und hat wegen ihrer Arbeit im Krankenhaus viel um die Ohren. Ich versuche, ihr bestmöglich unter die Arme zu greifen, indem ich keine zusätzliche Belastung für sie bin. An manchen Tagen ist das schwerer als an anderen – so wie heute. Dann fühlt es sich so an wie ein Seiltanz über einem Abgrund: Man darf gar nicht erst nach unten sehen, weil man sonst ins Taumeln gerät und hinunterstürzt. Kopf oben halten, Fokus. Lieber die Beherrschung verlieren als die Kontrolle.

All das denke ich, während ich auf diese blinkende Regenbogenstrecke vor mir starre und Nick mir Bananen gegen mein Auto schmeißt.

Doch auf die glitzernde Welt folgt die Dunkelheit.

Ich liege mit offenen Augen im Bett. Nick ist bereits eingeschlafen und schnarcht leise. Ich schaue auf mein Handy. *23 Uhr*. Wenn mir der Brief in der Nacht in den Spind geschoben wurde, läuft der Countdown bald ab. Und ich habe mir weder etwas auf die Stirn tätowiert noch habe ich einen gebrochenen Finger. *Natürlich nicht*.

Ich habe beide Gegenstände samt Beutel entsorgt – im Restmüll. Es war ein dummer Streich. Und morgen hat der Spuk hoffentlich ein Ende.

Meine Gedanken drehen sich noch einige Zeit weiter, bis mich die Erschöpfung schließlich übermannt. Ich dämmere weg.

Ein markerschütternder Schrei reißt mich aus dem Schlaf.